

## **Präsent sein ... Notfallseelsorge und theologische Existenz<sup>1</sup>**

### **I. Von der Unverfügbarkeit des Lebens**

Die Redefigur ist seit der Krisentheologie in den zwanziger Jahren geläufig. Sie ist plausibel und dennoch dem Lebensgefühl fremd. Vielleicht verdankt die Unverfügbarkeit ihre Konjunktur den rasanten Veränderungen im 20. Jahrhundert. Anders als in der Gemächlichkeit früherer Epochen mit Kontinuität und Tradition hat in unserer Lebenswelt das Plötzliche, das Rasante, die abrupte Veränderung eine viel größere Bedeutung gewonnen. Da liegt es nahe, die Unverfügbarkeit einleuchtend zu finden. Aber die täglichen Lebensvollzüge gehen von einer steten Wiederholung aus und rechnen kaum mit dem Unvorhersehbaren. Anders ist nicht zu verstehen, daß Unglückserfahrungen solche Schrecken, Sprachlosigkeit und Ohnmacht hervorrufen. Auf diesem Hintergrund näherte ich mich der Gegenwart über die Dichtung.

Die beiden Menschen, die ... eine breite, belebte Straße hinaufgingen, ... gehörten ersichtlich einer bevorzugten Gesellschaftsschicht an, waren vornehm in Kleidung, Haltung und in der Art, wie sie miteinander sprachen, trugen die Anfangsbuchstaben ihrer Namen bedeutsam auf ihre Wäsche bestickt, und ebenso, das heißt nicht nach außen gekehrt, wohl aber in der feinen Unterwäsche ihres Bewußtseins, wußten sie, wer sie seien und daß sie sich in einer Haupt- und Residenzstadt auf ihrem Platze befanden ...

Diese beiden hielten nun plötzlich ihren Schritt an, weil sie vor sich einen Auflauf bemerkten. Schon einen Augenblick vorher war etwas aus der Reihe gesprungen, eine querschlagende Bewegung; etwas hatte sich gedreht, war seitwärts gerutscht, ein schwerer, jäh gebremster Lastwagen war es, wie sich jetzt zeigte, wo er, mit einem Rad auf der Bordschwelle, gestrandet dastand. Wie die Bienen um das Flugloch hatten sich im Nu Menschen um einen kleinen Fleck angesetzt, den sie in ihrer Mitte freiließen.

Von seinem Wagen herabgekommen, stand der Lenker darin, grau wie Packpapier, und erklärte mit groben Gebärden den Unglücksfall. Die Blicke der Hinzukommenden richteten sich auf ihn und sanken dann vorsichtig in die Tiefe des Lochs, wo man einen Mann, der wie tot dalag, an die Schwelle des Gehsteigs gebettet hatte. Er war durch seine eigene Unachtsamkeit zu Schaden gekommen, wie allgemein zugegeben wurde. Abwechselnd knieten Leute bei ihm nieder, um etwas mit ihm anzufangen; man öffnete seinen Rock und schloß ihn wieder, man versuchte ihn aufzurichten oder im Gegenteil, ihn wieder hinzulegen; eigentlich wollte niemand etwas anderes damit, als die Zeit ausfüllen, bis mit der Rettungsgesellschaft sachkundige und befugte Hilfe käme.

Auch die Dame und ihr Begleiter waren herangetreten und hatten, über Köpfe und gebeugte Rücken hinweg, den Daliegenden betrachtet. Dann traten sie zurück und zögerten. Die Dame fühlte etwas Unangenehmes in der Herz-Magen-Grube, das sie berechtigt war für Mitleid zu halten; es war ein unentschlossenes, lähmendes Gefühl. Der Herr sagte nach einigem Schweigen zu ihr: "Diese schweren Kraftwagen, wie sie hier verwendet werden, haben einen zu langen Bremsweg". Die Dame fühlte sich dadurch erleichtert und dankte mit einem aufmerksamen Blick. Sie hatte dieses Wort wohl schon manchmal gehört, aber sie wußte nicht, was ein Bremsweg sei, und wollte es auch nicht wissen; es genügte ihr, daß damit dieser gräßliche Vorfall in irgendeine Ordnung zu bringen war und zu einem technischen Problem wurde, das sie nicht mehr unmittelbar anging. Man hörte jetzt auch schon die Pfeife eines Rettungswagens schrillen, und die Schnelligkeit seines Eintreffens erfüllte alle Wartenden mit Genugtuung. Bewundernswert sind diese sozialen Einrichtungen. Man hob den Verunglückten auf eine Tragbahre und schob ihn mit dieser in den Wagen. Männer in einer Art Uniform waren um ihn bemüht, und das Innere des Fuhrwerks, das der Blick erhaschte, sah so sauber und regelmäßig wie ein Krankensaal aus. Man ging fast mit dem berechtigten Eindruck davon, daß sich ein gesetzliches und ordnungsgemäßes Ereignis vollzogen habe. „Nach den amerikanischen Statistiken“, so bemerkte der Herr, „werden dort jährlich durch Autos 190 000 Personen getötet und 450 000 verletzt“.

„Meinen Sie, daß er tot ist?“ fragte seine Begleiterin und hatte noch immer das unberechtigte Gefühl, etwas Besonderes erlebt zu haben. „Ich hoffe, er lebt“, erwiderte der Herr. „Als man ihn in den Wagen hob, sah es ganz so aus“.<sup>2</sup>

Kein Artikel aus der Zeitung. Er würde kurz und bündig lauten:

Zum Zeitpunkt X ist auf Straße Y, Ort Z, ein so und so alter Mann von einem Lastwagen erfaßt worden. Er wurde schwer verletzt ins Krankenhaus eingeliefert. Die Ermittlungen der Polizei zur Unfallursache sind noch nicht abgeschlossen.

Kein Wort über die zufälligen Zuschauer und ihre Empfindungen. Keine Beschreibung von Stimmung und Befindlichkeit. Keine Mutmaßungen über die Verkehrssicherheit von Lastkraftwagen. Keine Zufriedenheit über intakte Rettungssysteme. Kein Vergleich mit Statistiken aus einem fernen, großen Land. Und die Zahlen – sie übersteigen ohnehin unsere Vorstellungskraft.<sup>3</sup>

Stattdessen: Ein LKW-Fahrer *grau wie Packpapier*. Ein Mann und eine Frau aus der besseren Gesellschaft. Menschauflauf – *wie die Bienen um das Flugloch*. Irgendetwas muß doch geschehen, also wird der Verletzte hin und her gewälzt. Im Mittelpunkt steht die Dame aus der Hautevolee mit dem unangenehmen Gefühl in der Herz-Magen-Grube, *das sie berechtigt war, für Mitleid zu halten*. Der Verfasser der kurzen Begebenheit schreibt merkwürdig distanziert: Warum wird aus Mitleid eine Frage von Kompetenz, Befugnis oder Recht? Fünfmal taucht das Wort *berechtigt* bzw. *unberechtigt* auf. Was wäre denn falsch, wenn die Frau schlicht Betroffenheit und Solidarität zum Ausdruck bringen würde? Kann man außergewöhnlichen Ereignissen nur derart gestelzt begegnen? – Und die Spekulation über den Bremsweg – was immer das sei – lenkt das verunsicherte Lebensgefühl in die Bahnen der Routine. Es funktionieren die Rettungsdienste. Das Außerordentliche, der Unfall, die Verletzungen, der mögliche Tod mutieren zum Event, *etwas Besonderes erlebt zu haben*. Das Leben und sein stets gegenwärtiges Geheimnis werden domestiziert durch Ordnung, Routine, Konvention, Statistik. Die religiöse Frage klingt an, wenn auch in der Negation: Der Unfall wird zu einem technischen Problem, daß die Passanten *nicht mehr unmittelbar* angeht<sup>4</sup>. Die Individualität, das je und je Einmalige tritt in den Hintergrund, ein Unfall in vermeintlicher oder tatsächlicher Objektivität: Wie wäre es, wenn einer der Zuschauer betroffen wäre als Verwandter oder Freund und das Ereignis auf der Straße zum Abbruch von Beziehungen führen würde? Also Sterben und Tod, nach Eberhard Jüngels berühmter Formel, als Eintritt von Verhältnislosigkeit?<sup>5</sup>

Vielleicht ist die Erzählung *Der Verkehrsunfall* bekannt. Interessant war bei der Recherche, daß sie zwei Seiten am Anfang des umfänglichen Romans *Der Mann ohne Eigenschaften* bildet und daß der Autor Robert Musil (1880-1942) eine Begebenheit vor seiner Haustür im Wien des Jahres 1911 verarbeitet hat.<sup>6</sup> Dann ist die Geschichte ein Spiegel für die moderne Lebenswelt mit Technisierung und Urbanisierung sowie für die Schwierigkeiten, mit den aufgeworfenen Problemen umzugehen.

Lebenswelten und Lebensumstände ändern sich. Diese Herausforderung kann man verdrängen, ihr entgehen kann man nicht. Michael Meyer-Blanck stellte vor sechs Jahren fest: „Die ‚Notfallseelsorge‘ ist ein noch wenig bekanntes, aber gern angenommenes, höchst notwendiges Angebot in einer Zeit, da Leiden und Sterben immer weniger zu Hause stattfinden, aber auch nicht nur im Krankenhaus, sondern auf der Straße als drittem Ort und dort völlig unvorbereitet ‚senkrecht von oben‘ in den Alltag hineinbrechen.“<sup>7</sup> Wieder wird eine Redewendung aus der Semantik der Krisentheologie bemüht: *senkrecht von oben*. Richtig beobachtet ist die Differenzierung von Sterbeort und Todesart in unserer Lebenswelt. Man stirbt nicht mehr nur in der Klinik, im Altenheim oder Hospiz. Der Tod kommt *plötzlich und unerwartet* auch auf den Bahnen moderner Fortbewegung,

auf Straßen und Autobahnen, auf Schienen und in Luftkorridoren. Zugleich ist ein junges kirchliches Handlungsfeld geboren: die Notfallseelsorge.

Die seit 1977 erscheinende, mittlerweile 36 Bände umfassende „Theologische Realenzyklopädie“ enthält auf den ersten Blick keinen Hinweis zum Thema, man muß genauer hinsehen und den Seelsorge-Artikel bemühen.<sup>8</sup> Demgegenüber weist die 4. Auflage der RGG von 1998ff. direkt unser Stichwort auf. Thomas Zippert notiert in einer Spalte das Wesentliche.<sup>9</sup> Notfallseelsorge sei „erste Hilfe für die Seele‘ in Notfällen und Krisensituationen“. Sie orientiere sich am barmherzigen Samariter (Lk 10) und an den Werken der Barmherzigkeit (Mt 25), sei auf Kooperation mit Polizei, Feuerwehr und Rettungsdiensten angelegt und stelle mit der verlässlichen Rufbereitschaft eine rund um die Uhr einsatzbereite Hilfe in akuten Krisensituationen dar. Notfallseelsorge „leistet menschlichen und geistlichen Beistand, sucht nach geeigneten Ressourcen und rituell-symbolischem Ausdruck und Begehen des Unfaßbaren.“ Die Begrifflichkeit signalisiert: Notfallseelsorge berührt die theologische Existenz. Ereignisse und Erfahrungen müssen gedeutet, verarbeitet werden. Es fällt auf, daß nach der Welle von Psychologie, Psychoanalyse und Sozialtherapie in der konkreten Hilfe wieder der Begriff Seele auftaucht, wenngleich modisch plakativ: „Erste Hilfe für die Seele“.

Der erste Einsatz vor sechs Jahren: Ein Novembersonntag, nach dem Essen Mittagsruhe. Die Tochter rüttelt den Vater: Das Handy klingelt. Die Polizei braucht den Notfallseelsorger. Vom Fußgängerüberweg unter der Autobahnbrücke über die Hunte droht ein Mann herunterzuspringen. Die Szenerie wirkt gespenstisch: Wasserschutzpolizei mit mehreren Booten, Feuerwehr, Rettungswagen beiderseits der Hunte in 30 Meter Tiefe. Der Zugang zur Fußgängerbrücke ist gesperrt. In der Mitte über dem Fluß hängt außen am Geländer ein vielleicht 30jähriger Mann. Zwei Polizeibeamte halten Abstand. Wenn sich jemand nähert, droht der Mann mit Gesten, nun springen zu wollen. Die sprachliche Verständigung ist schwierig: Unverständliche Laute als Antwort. Ein Ausländer, ein Rußlanddeutscher? – Die Sache zieht sich hin – eine halbe Stunde und noch eine. Schließlich gelingt es dem Polizisten, den Mann über einen zugeworfenen Zettel zu identifizieren. Die Angehörigen werden benachrichtigt. Wieder eine halbe Stunde. Dann läuft eine Frau gestikulierend herbei. Wie sich herausstellt: die Schwiegermutter. Ihr gelingt es, den Mann auf die sichere Seite des Geländers zu holen. Wenig später die Ehefrau. Beziehungsprobleme. Der sprachlich behinderte Mann wird schließlich nach Wehnen gebracht. Ende des Einsatzes nach knapp zwei Stunden. Der Notfallseelsorger konnte nicht allzu viel tun. Der Polizeibeamte bemerkt: Wo auch immer der Suizident unten aufgeschlagen wäre – auf den Steinen, auf dem Wasser, auf der Wiese – eine Überlebenschance hätte nicht bestanden ... Hier wäre bei der Unverfügbarkeit des Lebens selbst Hand angelegt worden, und es hätte schlimm ausgehen können. Wie auch immer – das Leben beschert neue Erfahrungen. Meist kann man sie sich nicht aussuchen, man muß sich ihnen stellen.

## II. An der Grenze des Gottesglaubens

Notfallseelsorge und Pastorenberuf führen in Grenzsituationen. Anders gesagt: Gewohnte Lebensvollzüge werden konfrontiert mit Katastrophen, Schrecknissen, Schicksalen, die den persönlichen Glauben tangieren und in psychische Zerreißproben führen. Und zwar mit einem durchaus offenen Ausgang. Daher eine literarische Transformation zu dem bekannten biblischen Exempel.<sup>10</sup>

In einer Ruine des Warschauer Ghettos ist ... das folgende Testament gefunden worden, ... von einem Juden namens Jossel Rakover:

Warschau, den 28. April 1943.

Ich, Jossel, der Sohn David Rakovers aus Tarnopol, ein Chassid der Gerer Rabbi und Nachkomme der großen Gelehrten und heiligen Zaddikim aus den Familien Rakover und Meisel, schreib' diese Zeilen, während das Warschauer Ghetto in Flammen steht. Das Haus, in dem ich mich befinde, ist eins der letzten, das noch nicht brennt. Schon seit Stunden liegen wir in wütendem Artilleriefire, und um mich zerbersten und brechen die Mauern. Lang wird es nicht dauern, und auch dieses Haus wird wie fast alle Häuser des Ghettos zum Grab seiner Beschützer und Bewohner werden. An blitzend glutroten Sonnenstrahlen, die durch das kleine, halbvermauerte Fenster in mein Zimmer dringen, aus dem wir Tag und Nacht den Feind beschossen haben, erkenn' ich, daß es wieder A-

bend wird. Die Sonne weiß sicher nichts davon, wie wenig ich bedaure, daß ich sie nicht mehr sehen werde ...

Auf die Erzählung reagieren viele spontan: *Ist es wirklich so gewesen ...?* Ein Gefühl von Authentizität stellt sich ein. Bilder, Kenntnisse werden lebendig. Sie haben sich in der Auseinandersetzung mit dem Holocaust eingepreßt. In der Geschichte hat Jossel alles verloren, Frau, sechs Kinder, nicht zu reden von Wohnung, Arbeit und Auskommen. Im fast zerstörten Haus besitzt er noch drei Flaschen Benzin, die letzte ist für ihn selbst bestimmt. Die Erzählung mündet in die Zwiesprache mit Gott, der alles getan hat, damit Jossel nicht an ihn glaubt. Der geschlagene Kämpfer bekennt: „Ich beuge mein Haupt vor Seiner Größe, aber werde die Rute nicht küssen, mit der Er mich schlägt“<sup>11</sup>. Thora bedeutet für Jossel Lebensweisung, die durch Opfer nur noch unsterblicher wird. Er kann sich nicht vorstellen, daß der Mensch, daß sein Volk eine derartige Sünde begangen hat, die das Schicksal der Juden rechtfertige. Der Tun-Ergehen-Zusammenhang ist zum Bersten gespannt. Die Schilderung endet folgendermaßen:

Mein Rabbi pflegte mir immer wieder die Geschichte von einem Juden zu erzählen, der mit Frau und Kind der spanischen Inquisition entkommen war und in einem kleinen Boot über die stürmische See zu einer steinigen Insel verschlagen wurde. Da kam ein Blitz und erschlug die Frau. Da kam ein Sturmwind und wirbelte sein Kind ins Meer. Allein, einsam und elend wie ein Stein, nackt und barfuß, vom Sturm geschüttelt und geschlagen, von Donnern und Blitzen erschreckt, die Haare zerzaust und die Hände zu Gott erhoben, ist der Jude seinen Weg weitergegangen auf die wüste Felseninsel und hat sich an Gott gewandt:

*Gott Israels, ich bin hierher entlaufen, daß ich Dir ungestört dienen kann: um Deine Gebote zu tun und Deinen Namen zu heiligen. Du aber tust alles, daß ich nicht an Dich glauben soll. Wenn es Dir aber scheinen sollte, Dir gelinge es, mich mit diesen Drangsalen vom richtigen Weg abzubringen, meld' ich Dir, mein Gott und Gott meiner Eltern: es wird Dir alles nichts nützen. Magst Du mich auch beleidigen, magst Du mich auch schlagen, magst Du mir auch wegnehmen das Teuerste und Beste, das ich hab' auf der Welt, magst Du mich auch zu Tode peinigen – ich werde immer an Dich glauben. Ich werde Dich immer lieben, immer, Dich, Dich allein, Dir zum Trotz.*

Wir bemerken, hier redet ein Hiob des 20. Jahrhunderts. Wie der Aufgeriebene in der Bibel hält Jossel Rako-  
ver fest an seinem Gott – ihm selbst *zum Trotz*. Das Ganze erscheint übermenschlich. An der Grenze des Gottesglaubens ... Es bleibt ein Geheimnis, warum manche Menschenschicksale in so tiefe Not hinein müssen. Und ebenso bleibt es ein Geheimnis, ob, wann und wie lange es Menschen geschenkt wird, im Gottvertrauen zu leben.

Es ist hier nicht der Ort, die spannende Überlieferungsgeschichte zu präsentieren.<sup>12</sup> Tatsache ist, daß die Erzählung 1946 in einem Hotelzimmer in Buenos Aires verfaßt worden ist und dann ohne Bezug auf den Autor – er heißt Zvi Kolitz, ist Jahrgang 1918, wohnt in New York – ihren Lauf durch die Welt genommen hat. Man hat zutreffend gesagt, unsere Passage sei eine prägnante Zusammenfassung des Hiobproblems.

Was literarisch eindrucksvoll ist, beschreibt die Realität des angefochtenen Glaubens. Er kann jederzeit an Grenzen führen, wo Protest, Verweigerung, Resignation die menschlich verständlichste Haltung ist. Anfechtung kann zu Verzweiflung werden. Man kann an dieser Stelle an den 11. September erinnern. Am Ground Zero – so habe ich kürzlich beobachtet – verweilen die Menschen nach zwei Jahren noch immer still – und das inmitten der lauten Riesenstadt New York. Die theologische Existenz rekapituliert vertraute Sprachbilder in der Hoffnung, daß sie ihre alte Kraft neu entfalten. *Aus der Tiefe rufe ich, Herr, zu dir ...* (Ps. 130,1). Wir brauchen in der Erfahrung des Unheimlichen Sprachhilfen, um artikulieren zu können, was uns im Innern bewegt. Und es kann jederzeit passieren – das Unglück ...

Ein Beispiel: Das Handy klingelt beim Joggen im Bürgerbusch in Oldenburgs Stadtnorden. Im Stadtsüden benötigt die Polizei den Notfallseelsorger. Mord und Suizidversuch im Reihenhaus einer jungen Familie. Die Mutter der Ermordeten benötigt Beistand. Der Diensthabende wird im unpassenden Moment gerufen. Schnell unter die Dusche, umziehen, eine halbe Stunde nach dem Anruf am Unglücksort. Der Tatort darf nicht betreten werden, ein Blutbad. Zwei Polizisten informieren kurz über das Geschehen und führen zu den Angehörigen einige Häuser weiter. Etliche Personen sind versammelt. Die ca. 70jährige Mutter, eine Rußlanddeutsche, jammert immerfort, will unbedingt zur toten Tochter. Das ist nicht möglich. Ich halte die Hände der Verzweifelten, versuche mit Fragen und Gesten ein Gespräch anzufangen. Erfolglos. Nach einigem Hin und Her beschließen die Angehörigen mit der Frau nach Cloppenburg zurückzufahren und den etwa 8jährigen, nunmehr verwaisten Enkel mitzunehmen. Nach einer Stunde ist der Einsatz beendet. Ich informiere telephonisch den Beauftragten für die Rußlanddeutschen und bitte um Betreuung der Betroffenen am nächsten Tag. Die Zeitung bringt tags darauf weitere Einzelheiten. Der Täter ist wenig später seinen Verletzungen erlegen. Der Einsatz ein Hilfsangebot, ohne wirklich helfen zu können. Auch damit muß man zurechtkommen.

### III. Von den Chancen der Präsenz

Ein Blick über den Horizont des Kirchturms hinaus. Wenn ein Unfall passiert und die Feuerwehr alarmiert wird, hat unser modernes Rettungssystem unbeachtlich örtlicher Unterschiede das Ziel, daß die Feuerwehr innerhalb von fünf Minuten, der Notarzt innerhalb von acht Minuten an der Unglücksstelle eintrifft. Aufgabe des Notarztes sowie der Rettungsassistenten ist die Primärversorgung, also Kontrolle und Unterstützung von Atmung und Kreislauf sowie erste Hilfe bei erkennbaren Verletzungen. Wenn stationärer Aufenthalt erforderlich und die Transportfähigkeit festgestellt ist, erfolgt die Überführung in ein Krankenhaus mit Maximalversorgung. Dort wartet im sog. Schockraum ein Ärzteteam, bestehend aus Unfallchirurgen, Allgemeinchirurgen, Anästhesisten, Radiologen und Neurochirurgen. Hinzu kommen Schwestern aus der ersten Hilfe, eine Anästhesieschwester und eine Röntgenassistentin. Der begleitende Notarzt übergibt den Patienten mit der Anamnese (Vorgeschichte). Nun wird das Notfallteam tätig mit dem Ziel, daß der Verletzte innerhalb von 20 Minuten den Schockraum verlassen kann zur weiteren medizinischen Versorgung. In der angegebenen Zeit werden Beatmung und Kreislauf überprüft bzw. stabilisiert, und der Patient wird einer kompletten Untersuchung von Kopf bis Fuß unterzogen. Mit dem Computertomographen werden schichtweise Körper und Organe von oben bis unten durchleuchtet, d.h. binnen fünf Minuten ca. 1 000 Bilder geschossen. Dann ggf. Notoperation.

Das Rettungssystem wird an 365 Tagen jeweils 24 Stunden lang vorgehalten – unabhängig von Ferien, Feiertagen, Jahreszeiten, Wetterlagen und Befindlichkeiten. Im Schockraum liegt die medizinische Federführung beim Unfallchirurgen oder beim Anästhesisten. Unfälle sind zumeist Polytraumata, sprich Mehrfachverletzungen und vielfach lebensbedrohlich. Insofern spielt der Zeitfaktor eine entscheidende Rolle. Bei allen Beteiligten wird Kompetenz und Geistesgegenwart vorausgesetzt. Die Mediziner sind Fach- bzw. Oberärzte, d.h. Fachkräfte mit reichlich Erfahrung. Das Problem – so ein Arzt – ist die höchst unterschiedliche Belastung im Bereitschaftsdienst: *95 % Langeweile, 5 % Panik*. Es kommt mit Blick auf den Biorhythmus hinzu: Die Präsenz muß unabhängig von Tageszeit und anderen Faktoren im Ernstfall sofort von Null auf Hundert Prozent hochgefahren werden.

Ein Beispiel für Präsenz im Gemeindefarramt: Es war ein anstrengender Tag im August. Der Termin in Stuttgart lag am frühen Nachmittag. Also mit dem ersten Intercity von Bremen aus. In der Eisenbahn bemerkte man, daß das Wetter verrückt spielt. Nach der Dämmerung wurde es nicht heller, sondern dunkler. Vormittags um Zehn stockdunkel. Dann öffnete der Himmel seine Schleusen. Der Slogan der Bahn bewahrheitete sich: *Alle reden vom Wetter, wir nicht*. Der Termin konnte pünktlich wahrgenommen werden. Anschließend zum Flughafen. Am frühen Abend konnte die Familie den Dienstreisenden wieder in Empfang nehmen. K.o. Ein

langer Tag. Da klingelte das Telephon: Ein Kirchenältester. Seine Frau hatte sich an diesem verrückten Tag das Leben genommen. Furchtbar, fertig – auf beiden Seiten des Telephons: *Können wir das Weitere morgen besprechen?* – Der Dienstreisende mußte erst mal selber alles loswerden. Ein kleiner Spaziergang zur Regeneration. Danach der Anruf: *Ich komme.*

Ehemann, halberwachsene Kinder, einzelne Verwandte und Freunde saßen beieinander. Schwierig, unpassend, Fragen zu stellen und das ganze Chaos Revue passieren zu lassen. Nun aber: Wie damit umgehen? Trauerfeier im kleinsten Kreis? Suizid vertuschen? Eine Mitvierzigerin stirbt nicht von heute auf morgen. Probleme, auf die man nicht vorbereitet ist. Doch ein Pastor, eine Pastorin hat Erfahrungen an den Grenzen des Lebens. Also Schritt um Schritt das Unglück bearbeiten, nicht nur mit *einem* Besuch. In diesem Falle ging man am Tag vor der Beerdigung noch einmal zum offenen Sarg. Stille, die Hand streicheln, ein Kuß. Dazu die alten Worte: *Führe ich gen Himmel, so bist du da; bettete ich mich bei den Toten, siehe, so bist du auch da ...*(Ps. 139,8). Die Beerdigungsansprache hat den Suizid nicht verschwiegen; es kommt darauf an, wie es gesagt wird. In jedem Falle bei der Wahrheit bleiben. Aufrichtigkeit, Ehrlichkeit, Verlässlichkeit sind die außen wahrnehmbaren Momente des religiösen Kerns.

Wer über die Chancen der Präsenz nachdenkt, muß sich in Auftrag und Aufgabe vergewissern. Wir haben gelernt, daß einheitliche Dienstkleidung nicht darüber hinwegtäuschen darf, daß die Rettungsdienste ein präzise abgestimmtes System von Helfern mit unterschiedlichen Befugnissen und Fähigkeiten vorhalten. Da dürfen sich Notfallseelsorger nicht einmischen. Aber wo ihr Sachverstand gebraucht wird, müssen sie zur Stelle sein.

Mit welcher Kompetenz werden Notfallseelsorger tätig? Auch wenn man die Grenzen nicht zu eng um den Pastor(inn)enstand ziehen sollte, sind sie als Seelsorgerinnen, als Seelsorger gefragt.<sup>13</sup> Sie wissen unter der Voraussetzung Gottes um die Grundbedürftigkeit des Menschen, sind gesprächsfähig und begleiten in Notlagen. In sozialem, psychischem, medizinischem, materiellem Leiden wird höchst konkret erfahren, daß in dieser Welt etwas nicht stimmt, daß Menschen bedürftig sind – an Leib und Seele. Seelsorge ist ein kirchliches Wort.<sup>14</sup> Das sollte man weder verbergen noch vergeuden. Mit Begriff und Handlungsfeld werden Erfahrungen und Erwartungen wach, die in unserer Zeit einen großen Vertrauensvorschuß für Mitarbeiter der Kirche darstellen. Ihre Tätigkeit zielt auf das Heilwerden im Leben und im Sterben, auf die verborgene Kirche.<sup>15</sup> Die kirchliche Überlieferung hält in Glaube und Frömmigkeit einen Schatz von Weisheit und Erfahrung bereit, der konkret vergegenwärtigt und angewandt sein will.

Ein biblischer Bezug in aller Kürze: *Was hülfte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme an seiner Seele Schaden?*“(Mk 8,36).<sup>16</sup> Äußeres und Inneres, Offenbares und Verborgenes, Leben und Glauben bekommen eine andere Gewichtung. *Psyche, náfäs* korrespondiert in der Bibel mit Gott.<sup>17</sup> An dieser Grundrelation entscheiden sich Glaube und Unglaube, Heil und Schaden, Leben und Tod.<sup>18</sup> Damit kommt eine Wertigkeit ins Spiel, die auch in aussichtsloser Lage nicht hoffnungslos ist. Der Seelsorger kann die Hände falten und einem Sterbenden beistehen. Der Notfallseelsorger wird in einer großen sozialen Not gerufen, ist weder Psychotherapeut noch Sozialarbeiter noch Mediziner, sondern Repräsentant für Gottes gute Nachricht, die nicht in Chaos oder Tod endet. „Seelsorge heute‘ ist Hilfe zur Lebensgewißheit ...“<sup>19</sup>

Ein Wort zum Renommee der Notfallseelsorge in der Öffentlichkeit. Alle in diesem Bereich engagierten Berufsgruppen sind dankbar für Helfer und Gesprächspartner an den Grenzen des Lebens. Es ist kein Problem, die Medien für dieses kirchliche Handlungsfeld zu interessieren. Verwunderlich ist aber, daß sich manche Kolleginnen und Kollegen mit diesem Arbeitsfeld schwer tun. Natürlich sind da noch mancherlei andere Anforderungen. Vielleicht hilft das erwähnte Beispiel zum spontanen Engagement, daß man in den Krisen des Le-

bens möglich schnell zur Stelle und nahe bei den Menschen sein muß. Denn wenn das religiöse Problem akut ist, wartet es auf Bearbeitung.

Ich schließe die Erwägungen zum *Präsent sein* ... mit dem Blick auf die theologische Bedeutung des Begriffs. In Grenzsituationen erlebt man, wie unglaublich gefährdet das Leben und all seine Möglichkeiten sind. Die Kehrseite der Medaille ist das Staunen. Wer Leben und Glauben zusammen nimmt, der buchstabiert still oder vernehmbar: *Ich glaube, daß mich Gott geschaffen hat ... und noch erhält* ... (Luthers Erklärung zum 1. Artikel). Präsenz hat es mit der offenbaren und verborgenen Gegenwart Gottes zu tun. Sie hat uns Amtsträger einst in den Dienst der Kirche gerufen, sie stellt uns immer wieder vor neue Aufgaben und Erfahrungen.

Notfallseelsorge und theologische Existenz: Der erste Begriff ist in den neunziger Jahren kreiert worden, der zweite kam in den dreißiger Jahren in die Bewährung: *Theologische Existenz heute!*<sup>20</sup> Mit Ausrufungszeichen bitte! Wir sollten beides ernst nehmen und an Verknüpfung und Durchdringung arbeiten. Sei es mit dem unverstellten Blick des Schriftstellers Robert Musil, der präzisiert, woran die moderne Gesellschaft krankt, wenn sie die Unverfügbarkeit des Lebens domestiziert durch Routine und Geschäftigkeit. Dadurch wird die Entfremdung des Menschen offenbar. Sei es mit dem modernen Hiob von Zvi Kolitz, der an der Grenze des Gottesglaubens die Klage der Leidenden artikuliert. Sei es mit eigenen Erfahrungen in der Notfallseelsorge, die da und dort Hilfe bringen in Grenzsituationen des Lebens.

- 
- 1 Am 26. September 2004 beim Oldenburger Pastoralkolleg „Notfallseelsorge“ auf Wangerooze, überarbeitet.
  - 2 ROBERT MUSIL: Der Mann ohne Eigenschaften. Roman, hg. v. ADOLF FRISÉ, Hamburg 1970, 10f., vgl. FRANZ-JOSEF THIEMERMANN: Kurzgeschichten im Deutschunterricht. Texte-Interpretationen-Methodische Hinweise, (Kamps pädagogische Taschenbücher 32) 4. Aufl. Bochum o.J., 40f.
  - 3 Vgl. HERBERT KRAFT: Musil, Wien 2003, 160 mit Anm. 146. Die tatsächliche Zahl der Verkehrstoten betrug in den Vereinigten Staaten von Amerika in dieser Zeit 3 700, also ein Fünftel der angegebenen Zahl.
  - 4 „Der Begriff der ‚Religion‘ kann solch weite Bedeutung annehmen, wenn wir unter Religion den Zustand des Ergriffenseins von einem letzten Anliegen verstehen ...“ (PAUL TILLICH: Das Christentum und die Begegnung der Weltreligionen, Stuttgart 1964, 10).
  - 5 Vgl. EBERHARD JÜNGEL: Tod, (ThTh 8) Stuttgart/Berlin 1971, 145f.
  - 6 Musil verarbeitete seine Erfahrungen zwanzig Jahre später: „Dabei ist z.B. an den Auto-Unfall zu denken, der sich am 17. Oktober 1911 auf der Kreuzung Florianigasse/Landesgerichtsstraße zutrug, genau an der Ecke, an der Musil damals wohnte. Dabei überfuhr ein Kraftwagen des Barons Leo Chlumecky einen gewissen Joseph Harlass und tötete ihn, indem er ihm den Kehlkopf eindrückte. Musil könnte Augenzeuge geworden sein und/oder die Berichterstattung der Wiener Presse verfolgt haben. Der Unfall, der im ersten Kapitel des ‚Mannes ohne Eigenschaften‘ geschildert wird, erscheint als Reflex des damaligen Unglücksfalls“ (KARL CORINO: Robert Musil. Eine Biographie, Reinbek bei Hamburg 2003, 424f.).
  - 7 MICHAEL MEYER-BLANCK: Von der Identität zur Differenz. Neuere Aspekte in der Seelsorgediskussion, in: ThLZ 123, 1998, 825-842, Zitat: 832: „Blick über die Grenzen gängiger Poimenik: Notfallseelsorge ...“.
  - 8 Im Artikel „Seelsorge, II. Praktisch-theologisch“ ist zu lesen: „Notfallseelsorge heißt die seelsorgerliche Begleitung beim Einsatz von Rettungsdiensten, besonders bei (Verkehrs-) Unfällen. Sofern bestimmte Alarmierungskriterien gegeben sind, werden in Rufbereitschaft stehende (ehrenamtliche) Seelsorger/-innen durch die Einsatzzentrale direkt informiert ...“ (EBERHARD HAUSCHILDT, in: TRE 31 [1999], 43, 12-15).
  - 9 THOMAS ZIPPERT, in: RGG<sup>4</sup> (2003) VI, 398. Dort die Zitate.
  - 10 ZVI KOLITZ: Jossel Rakovers Wendung zu Gott. Aus dem Jiddischen übertragen und hg. v. PAUL BADDE, Rauhreif Verlag Möhlin/Villingen 1994, 71f. Vorher im FAZ-Magazin 23. April 1993. Neuausgabe, zweisprachig: Verlag Volk und Welt, Berlin 1997. Früher in: Almanach 2 für Literatur und Theologie, Wuppertal 1968 (hier: 19-28).
  - 11 Wie Anm. 10 (Ausgabe 1994), 63.
  - 12 Vgl. Anm. 10 (Ausgabe 1994).
  - 13 Vgl. „Seelsorgelehre im 20. Jahrhundert: Konkurrenz als Herausforderung“, bei: EBERHARD HAUSCHILDT: Artikel Seelsorgelehre, in: TRE 31 (1999), 59-70.
  - 14 „Unter Seelsorge verstand man die in Christus gegründete, gegenseitige Verantwortlichkeit für den Glauben und für das innere und äußere Ergehen des anderen“ (MANFRED SEITZ: Praxis des Glaubens. Gottesdienst, Seelsorge und Spiritualität, Göttingen

---

1978, 73).

- 15 Vgl. ROLF SCHÄFER: Der Evangelische Glaube, Tübingen 1973, 123: „Die unsichtbare Kirche ist Zweck und Ziel der sichtbaren.“  
Ferner WILFRIED HÄRLE: Die verborgene und sichtbare Kirche, in: ders.: Kirche, VII. Dogmatisch, in: TRE 18 (1989), 286-289.
- 16 „Dem Logion 36 dürfte eine sprichwörtliche Wendung zugrund liegen: Reichtum hilft im Tode nichts ... Das Totenhemd hat keine Taschen ...“(WALTER SCHMITHALS: Das Evangelium nach Markus, [ÖTKNT 2,1] Gütersloh/Würzburg 1979, 393).
- 17 „‘Seele‘ ... ist die Lebendigkeit, die Vitalität, ist der bedürftige Mensch, der bedrohte Mensch, das an einen Körper gebundene Leben“(SEITZ, wie Anm. 14, 76).
- 18 Vgl. GERHARD EBELING: Dogmatik des christlichen Glaubens I, Tübingen 1979, 374f.: Die Grundsünde ist der Unglaube, die Todsünde die Lieblosigkeit und die Sündenfolge die Hoffnungslosigkeit.
- 19 In seinem Plädoyer für eine „interaktive Seelsorge“ hat E. Hauschildt treffend die Defizite der überlieferten Paradigmen der Seelsorgelehre, der homiletischen wie der therapeutischen, herausgestellt: Sie leiden gleichermaßen 1. an einem Gleichheits-, 2. an einem Soziologie-, 3. an einem Pluralismus- und 4. an einem Alltagsdefizit. Daran schließt sich konstruktiv bündig eine evangelische Seelsorge an, die von den reformatorischen *particulae exclusivae* bestimmt sind: *sola scriptura*, *solus Christus*, *sola gratia*, *sola fide* (wie Anm. 13, 66-70).
- 20 Vgl.: „Im Juni 1933 erschien [Karl Barths] wortmächtiges Pamphlet ‚Theologische Existenz heute!‘ als Ruf zur Sache.“ (KURT NOWAK: Geschichte des Christentums in Deutschland. Religion, Politik und Gesellschaft vom Ende der Aufklärung bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts, München 1995, 256).